

Stephen Glover alias

STEVE-O

mit David Peisner

**EIN IDIOT
KENNT KEINEN
SCHMERZ**




Der Star aus
jackass

riva

STEPHEN GLOVER ALIAS

STEVE-O

MIT DAVID PEISNER

**EIN IDIOT
KENNT KEINEN
SCHMERZ**

STEPHEN GLOVER ALIAS

STEVE-O

MIT DAVID PEISNER

EIN IDIOT
KENNT KEINEN
SCHMERZ

riva

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie. Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Für Fragen und Anregungen:
info@riva-verlag.de

Nachdruck 2016
© 2012 by riva Verlag, ein Imprint der Münchner Verlagsgruppe GmbH
Nymphenburger Straße 86
D-80636 München
Tel.: 089 651285-0
Fax: 089 652096

Die Originalausgabe erschien 2011 bei Hyperion in den USA und in Kanada unter dem Titel Professional
Idiot: A Memoir © 2011 by Ballbag Inc f/s/o Stephen Glover. All rights reserved. This translated edition
published by arrangement with Hyperion.

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Übersetzung: Egbert Baqué
Redaktion: Caroline Kazianka
Umschlaggestaltung: Maria Wittek
Umschlagabbildungen: John Madere
Satz: HJR, Manfred Zech, Landsberg
Druck: Books on Demand GmbH, Norderstedt
Printed in Germany

ISBN Print 978-3-86883-456-7
ISBN E-Book (PDF) 978-3-86413-155-4
ISBN E-Book (EPUB, mobi) 978-3-86413-174-5

Weitere Informationen zum Verlag finden Sie unter

www.riva-verlag.de

Beachten Sie auch unsere weiteren Verlage unter
www.muenchner-verlagsgruppe.de

WIDMUNG

Dieses Buch ist all jenen gewidmet, denen ich einen Anschiss verpasst habe, weil sie mir genau das erzählt haben, was ich hören musste, als ich es nicht hören wollte.

INHALT

1	Ich schwöre, dass ich so geboren wurde	9
2	In diesem Kapitel entdecke ich die Freude am Alkohol, den Ladendiebstahl, Mötley Crüe und den Spaß, mit Eiern zu schmeißen	22
3	Wahre Liebe, dein Name ist ... JVC VHS-C Camcorder	37
4	Hurrikan Steve-O	51
5	Bullen, Ärzte und Hohlköpfe	65
6	Jetzt bin ich ein Profi	79
7	Burning Boy Festival	91
8	Dieses Kapitel ist nicht lustig, gehört aber auch dazu	106
9	Clown im Einsatz	120
10	In diesem Kapitel werde ich von einem Hai gebissen	128
11	Ich habe doch schon immer gesagt, dass ich berühmt werde	136
12	Ich gehe nicht	150
13	Im Fernsehen kannst du das nicht machen	168
14	Was heißt »Kacke-Kondom« auf Schwedisch?	182
15	Mein Sohn ist ein Blödarsch	191
16	Steve-O: internationaler Botschafter des guten Willens	202
17	Nutten, Transen und Makohaie – oje!	213
18	Paparazzi Stuntman	225
19	Na gut – wer will mich rappen hören?	239
20	Dämonen und Engel	253
21	Das nennt man wohl »vor die Hunde gehen«	278
22	Paragraf 5150	288
23	Das wird nicht geklärt	299
24	Soll ich es noch einmal wagen?	311
	Epilog – Was kommt als Nächstes?	325
	Danksagung	331
	Bildnachweis	332

1

ICH SCHWÖRE, DASS ICH SO GEBOREN WURDE

Im März 1996 saß ich im Gefängnis – in der Strafvollzugsanstalt von Orange County in Orlando, um genau zu sein. Ein paar Monate zuvor war ich innerhalb nicht einmal eines Jahres zum zweiten Mal wegen Trunkenheit am Steuer erwischt worden. Nachdem ich verbotenerweise an einer roten Ampel ein Wendemanöver veranstaltet und die Kurve nicht richtig gekriegt hatte, musste ich rechts ranfahren. Ich versuchte, dem Beamten einzureden, dass ich nicht betrunken, sondern nur müde sei. Doch im Protokoll zu meiner Festnahme steht: »Der Beschuldigte lehnte einen Alkoholttest bei der Straßenkontrolle ab und erklärte, er wolle lieber ein Nickerchen machen.«

Nach der Verlesung der Anklage bekannte ich mich schuldig und bat den Richter, meine zehntägige Haftstrafe sofort antreten zu dürfen, denn eine weitere Hin- und Rückfahrt von mir zu Hause in Südflorida konnte ich mir nicht leisten.

»Nach Hause« ist allerdings eine ziemlich beschönigende Bezeichnung meiner damaligen Lebenssituation. Mama hatte mich rausgeschmissen, und das nicht ohne guten Grund: Ich war ein verantwortungsloser Chaot, der offenbar völlig unfähig war, irgendeine Art von Job zu behalten. Die meiste Zeit hing ich damals auf den Sofas von Freunden herum oder ich schlief, wenn alles richtig schiefging, in meinem Wagen, mit dem ich herumkurvte, obwohl ich meinen Führerschein gerade mal wieder hatte abgeben müssen und das Nummernschild abgelaufen war. Ich erzählte den Leuten gern, dass ich Stuntman sei, doch abgesehen von ein paar geschenkten T-Shirts einer ziemlich neuen, in Florida ansässigen Klamottenfirma namens Bizo hatte ich nichts Vernünftiges vorzuweisen, auch wenn ich mich sechs Jahre lang immer wieder dabei gefilmt hatte,

wie ich mit dem Skateboard herumdüste, von Dächern in flache Pools sprang oder sonst was tat, wovon ich glaubte, es könnte die Aufmerksamkeit der Leute wecken. Zudem waren all meine Vorderzähne lädiert, weil ich auf einer Party vor mehr als einem Jahr besoffen von einem Balkon im zweiten Stock gesprungen war, um ein Mädchen zu beeindrucken, und dabei auf dem Gesicht gelandet war. Bisher hatte ich es noch nicht geschafft, sie wieder in Ordnung bringen zu lassen.

Jeder, der noch einigermaßen richtig tickt und sich mein damaliges Leben vor Augen führt, würde wohl zu dem Schluss kommen, dass es eine einzige beschissene Katastrophe war. Doch als ich – ein arbeitsloser, wohnungsloser College-Abbrecher mit ein paar übel aussehenden Vorderzähnen – da so auf der unteren Pritsche in meiner Gefängniszelle hockte, war ich total zuversichtlich. Ich war so überzeugt davon, dass es nur eine Frage der Zeit wäre, bis die Welt entdecken würde, was für ein unglaublich durchgeknallter Typ ich war, dass ich die absolute Notwendigkeit spürte, schleunigst mit meinen Memoiren zu beginnen.

»Man nennt mich Steve-O«, schrieb ich. »Ich überlege aber, ob ich mich nicht doch wieder Steve Glover nennen sollte, denn mit meiner Karriere geht es gerade richtig los, und ich weiß nicht, ob ich einen Spitznamen haben will, wenn ich berühmt bin.«

Wenn ich berühmt bin. Das finde ich klasse. Als ich diese Zeilen zum Auftakt notierte, zweifelte ich keine Sekunde daran, dass ich berühmt werden würde; für mich stellte sich lediglich die Frage, *wann*. Mag sein, dass mein Leben zu jenem Zeitpunkt ein einziges Fiasko war, das sich eigentlich nur zum Schlimmeren entwickeln konnte, doch ein Stück von mir schaut neidisch auf diesen 21-jährigen Tagträumer. Auch wenn bei diesem Kerl bis dahin nur sehr wenig glattgelaufen war, wusste er, was er wollte, und war sich absolut sicher, dass er es schaffen würde. Ich finde es immer noch erstaunlich, dass ich so enthusiastisch und optimistisch sein konnte, obwohl ich wirklich keinen Grund dazu hatte. Und noch Jahre später, als meine Träume schon im Wesentlichen Wirklichkeit geworden waren, konnte ich mich wie ein echter Idiot aufführen.

Sobald ich meine »Gefängnis-Memoiren« niedergeschrieben hatte, reichte ich jede Seite an einige Mitinsassen weiter, die sie – wohl aus lauter Langeweile, die an diesem öden Ort herrschte – auch tatsächlich lasen. Es genügte mir nicht,

selbst ganz begeistert davon zu sein, wie toll mein künftiges Leben einmal sein würde – ich hatte das Bedürfnis, dass auch andere davon wussten. Alle raten einem, einfach den Kopf einzuziehen und bloß nicht aufzufallen, wenn man ins Gefängnis muss, aber ich konnte mich an diese Regel nicht halten. Ich brauchte ein Publikum.



SO ÄHNLICH war es eigentlich schon von Anfang an.

Ich wurde am 13. Juni 1974 in London, England, geboren. Zu jener Zeit war mein Papa Marketingdirektor für Pepsi Europe, und angeblich ist er in Anzug und Krawatte im Kreißaal gestanden, während meine Mama mich aus sich herauspresste. Er machte ein paar grausige Fotos von der Entbindung und den unmittelbaren Nachwirkungen und soll dann, gleich nach meiner Geburt und nachdem die Ärzte versichert hatten, dass mit Mama und mir alles in Ordnung war, zu einer Geschäftsbesprechung geeilt sein. Ein paar Tage später, als es für uns an der Zeit war, das Krankenhaus zu verlassen, musste uns Mamas Freundin nach Hause fahren, denn Papa wurde in weiteren Besprechungen festgehalten. Das war in etwa das Muster, das meine Kinderjahre bestimmte: Papa düste als aufstrebender Firmenmanager umher, während Mama, meine drei Jahre ältere Schwester Cindy und ich zu Hause blieben.

Meine Eltern waren ein seltsames Paar. Papa stammt aus einer Familie von Strebern und Erfolgsmenschen. Sein Vater Richard, geboren und aufgewachsen in England, machte seinen Abschluss in Oxford und promovierte anschließend an der Harvard-Universität in Geschichte. Während des Zweiten Weltkriegs diente er in der kanadischen Armee und verbrachte anschließend viele Jahre als Universitätsprofessor in Winnipeg. Er starb, als ich elf Jahre alt war, und in meiner Erinnerung ist er vor allem ein Kotzbrocken, der meine Mätzchen zu missbilligen schien. War er da, zeigte er deutlich, dass alles, was ich tat, sagte oder trug, inakzeptabel war. Zu seiner Verteidigung muss ich zugeben, dass er vermutlich recht hatte, und all das, was mich damals an ihm ärgerte, würde heute wahrscheinlich Respekt in mir hervorrufen.

Papas Mutter, Constance, machte ihren Abschluss am Vassar-College und anschließend einen Magister in Englisch am Mount-Holyoke-College – und das

zu einer Zeit, in der nur sehr wenige Frauen überhaupt auf ein College gingen. Ihre Familie, die im Papierhandel tätig war, war relativ wohlhabend, doch sie und mein Großvater lebten sehr genügsam.

Während meiner Kindheit lernte ich Oma Constance ziemlich gut kennen. Sie war eine entzückende Frau, deren freundliches Wesen – und nachlassendes Gedächtnis – ich mir voll und ganz zunutze machte. Ich glaube nicht, dass sie Alzheimer hatte, aber nach dem Tod meines Großvaters ließ ihre geistige Kraft deutlich nach, und so war es für mich ziemlich einfach, sie für meine Belange einzuspannen. Wenn ich sie in British Columbia besuchte, schleppte ich sie immer wieder mit, um mir irgendwelchen Kram zu kaufen. Unter anderem brachte ich sie dazu, mir eine Anlage mit Doppel-Kassettendeck und mein erstes anständiges Skateboard, ein Powell-Peralta, zu kaufen. Sie war der gutmütigste Mensch, der mir je begegnet ist, und im Nachhinein fühle ich mich ziemlich schlecht bei dem Gedanken, dass es mir, während sie an Demenz litt, vor allem um die Vorteile ging, die ich daraus schlagen konnte.

Papas Bruder und Schwester haben es ebenfalls weit gebracht. Seine Schwester arbeitete als Direktorin zweier führender Kunstgalerien in Kanada; sein Bruder machte Karriere als Marineoffizier und war später als Historiker tätig. Auch in Papas weiterem Familienkreis wimmelt es von Akademikern, und der Umstand, dass er in die Wirtschaft ging, machte ihn gewissermaßen zu einem schwarzen Schaf.

Ganz anders die Familie meiner Mutter. Mamas Vorfahren waren seit jeher Alkoholiker, Süchtige und Depressive. Ihre Eltern wurden beide in Kanada geboren und Mama wuchs in Ontario auf. Mamas Vater, Ed, habe ich nie kennengelernt, denn er schoss sich eine Kugel in den Kopf, als ich ein Jahr alt war. Doch das, was ich über ihn erfuhr, zeichnet nicht gerade ein gutes Bild von ihm. Er war ein hochgewachsener, charismatischer Bursche, der gerne mit einem dicken Bündel Banknoten herumließ und damit angab. Er hatte ziemlich viel Geld geerbt und ihm gehörten diverse Autohäuser, aber er verbrachte viel Zeit auf der Pferderennbahn, zockte und betrank sich. Wenn ich es recht verstanden habe, hat er all sein Geld verpulvert.

Ed war Alkoholiker und offensichtlich einer von der besonders unzuverlässigen und unangenehmen Sorte. Obwohl Mama in der Schule eine Überfliegerin war und sogar ein Stipendium für ein Studium erhalten sollte, lehnte mein Großvater es ab, ihr auch nur einen Cent für die Schule zu geben, und erklärte

immer wieder, dass es Geldverschwendung sei, ein Mädchen aufs College zu schicken.

Eine andere Geschichte, die ich über ihn hörte, ist noch irritierender: Als meine Schwester Cindy ein Baby war, nahm Mama die Kleine einmal zu einem Besuch bei unseren Großeltern mit. Als sich mein Großvater dann im Suff mit Mama stritt, hat er anscheinend eine Waffe hervorgeholt und sie auf Cindy gerichtet. Möglich, dass diese Geschichte mit der Zeit immer übertriebener dargestellt wurde, sicher jedoch ist, dass die Polizei gerufen wurde und mein Großvater eine Nacht in der Zelle verbrachte, bis die Anklage schließlich fallen gelassen wurde. Es ist daher nicht weiter erstaunlich, dass er und Mama sich ziemlich entfremdet hatten, bevor er sich schließlich selbst das Leben nahm.

Mamas Mutter, Thelma, war ebenfalls eine schreckliche Alkoholikerin. Besonders häufig habe ich sie nicht gesehen, aber jedes Mal, wenn ich sie sah, war sie betrunken. Als sie älter wurde, litt sie an Zirrhose und ihre Hände waren stets knallrot. Sie konnte kaum eine Nacht durchschlafen, ohne aufzustehen und irgendetwas zu trinken, um die Entzugserscheinungen zu mildern. Irgendwann war sie angeblich betrunken mit brennender Zigarette eingeschlafen, sodass ihr Wohnzimmer zu brennen begann. Ich kann mich nicht erinnern, dass sich irgendjemand besonders darüber aufgeregt hätte. Nachdem mein Großvater Selbstmord begangen hatte, heiratete sie einen Typen namens Wayne Howell, der eine lange Karriere als Fernsehansager bei NBC hinter sich hatte. Der war auch Alkoholiker, passte also gut zum Rest dieser gestörten Familie.

Nicht alle meine Erinnerungen an die Familie meiner Mutter sind negativ. Mama und ihre Schwester Janice standen sich sehr nahe, und ich weiß noch, dass sie sich gerne trafen und zusammen Spaß hatten. Als ich in meinen Zwanzigern vom Clown-College des Zirkusunternehmens Ringling Brothers and Barnum & Bailey aufgenommen wurde, machte mein Cousin Neil, der Sohn von Janice, gerade eine Ausbildung als Bestatter. Ich erinnere mich noch genau, dass Mama und Tante Janice am Küchentisch in Mamas Haus saßen und sich darüber amüsierten, welcher der beiden Söhne wohl der größere Verlierer sei: der, der künftig zu große Schuhe und eine große, rote Nase tragen würde, oder der, der Tote einbalsamieren sollte. Stundenlang lachten sie sich darüber kaputt. Wirklich verletzend fand ich das allerdings nicht, denn die beiden waren unglaublich albern.

Ich glaube schon, dass Mama ihre Familie gehörig auf die Nerven ging. Denn ab und an gab es spätnachts Telefonate, bei denen ihre betrunkene Mutter über sie herfiel. Das soll nicht heißen, dass Mamas Familie nur aus fürchterlichen Leuten bestand – das wäre nicht fair –, doch Alkoholismus und Depressionen sind schlimme Krankheiten, mit denen viele in ihrer Familie zu kämpfen hatten, und diese Leiden ließen alles andere, was diese Leute betraf, immer wieder in den Hintergrund treten. Oder wie Cindy es einmal ausdrückte: »Jeder Zweig dieses Familienstammbaums, egal wie weit unsereins in seiner Erinnerung zurückgeht, ist voll mit Schnaps, Drogen, Zockerei und Selbstmord.«

Meine Eltern waren in unserer Jugend sehr darauf bedacht, Mamas gesamte Familie auf Abstand zu halten. Damit wollten sie sicherlich Cindy und mich vor deren negativem Einfluss schützen. Doch ich glaube, dass mein Leben Beweis genug dafür ist, dass so etwas unmöglich ist: Seinen Genen kann niemand entkommen.

Die letzten beiden Jahrzehnte, während deren ich mich zu einem rücksichtslosen und selbstmordgefährdeten Alkohol- und Drogenabhängigen entwickelte, war kaum zu leugnen, dass ich der Familie meiner Mutter entstammte. Aber ich bin auch davon überzeugt, dass mein Ehrgeiz und mein Drang, dieses ganze Fehlverhalten letztlich in eine erfolgreiche Karriere umzumünzen, ein Erbe ist, das mir mein Papa hinterlassen hat.



MEINE ELTERN lernten sich 1966 bei einem Betriebsfest in Toronto kennen. Papa arbeitete damals im kanadischen Büro von Procter & Gamble und Mama kam zu der Party, weil sie dort mit jemand anderem verabredet war. Die beiden verstanden sich auf Anhieb, und zwei Jahre später heirateten sie in Toronto. Es war eine sehr kleine Hochzeitsfeier – nur sie selbst, der Geistliche und vier andere Leute waren anwesend. Mama entschied im letzten Augenblick, dass sie ihre Eltern nicht dabei haben wollte, also durften Papas Eltern auch nicht kommen. Mama hat einen Abschluss als Krankenpflegerin gemacht – ihr Vater wollte ihr zwar keine Ausbildung bezahlen, doch die Krankenpfleger-Schule in Kanada war kostenlos. Nachdem sie Papa geheiratet hatte, hörte sie jedoch auf zu arbeiten. Ich glaube, dass sie es letzten Endes bereut hat, keine eigene berufliche

Karriere verfolgt zu haben, aber so lief das damals eben. Abgesehen davon wäre es bei all den Umzügen, die Papas Job mit sich brachte, für Mama fast unmöglich gewesen, sich konsequent um eine eigene Laufbahn zu kümmern. Im Anschluss an Toronto zogen sie für ein paar Jahre nach Connecticut und anschließend, 1972, nach London. Unser erster Umzug nach meiner Geburt – ich war zu dem Zeitpunkt sechs Monate alt – führte uns von London nach Rio de Janeiro, Brasilien. An das Leben dort kann ich mich nicht mehr erinnern, aber offenbar habe ich den größten Teil meiner Zeit mit unseren Hausmädchen verbracht, und die ersten Worte, die ich sprach, waren sogar portugiesisch.

Ich war ein hyperaktiver Knirps. Als ich 18 Monate alt war, schlug ich mir einen meiner Schneidezähne aus, weil ich mit voller Wucht gegen ein Möbelstück unserer Wohnung gerannt bin. Daher hatte ich während meiner frühesten Kindheit eine Riesenlücke vorne im Gebiss. Die Freunde meiner Eltern nannten mich seitdem Rocky.

Als ich zweieinhalb Jahre alt war, wurde mein Vater bei Pepsi befördert und so zogen wir nach Caracas, Venezuela. Als mich meine Mutter am ersten Tag, den ich dort im Kindergarten verbracht hatte, abholte, meinte der Erzieher, ich sei *tremendo*. Mama verstand das als *tremendous*, also toll, und verkündete diese frohe Botschaft sogleich Papa. Doch nachdem sie ihre venezolanischen Freunde befragt hatten, wurde schnell klar, dass bei der Übersetzung eine feine Nuance verloren gegangen war. Tatsächlich hatte der Erzieher nämlich gemeint, ich sei wie ein Wirbelwind – würde mich schlecht benehmen, sei schwer in den Griff zu kriegen, also eigentlich eine ziemliche Nervensäge. Dieser Mann war der Erste von zahlreichen Lehrern, Trainern, Freunden, Chefs, Kollegen und Fremden, die eine solche Feststellung treffen sollten. Schon in jenem zarten Alter war Zurückhaltung offenbar nicht mein Ding.

Ein Jahr später verließen wir Caracas – damals sprach ich fließend Englisch, Spanisch und Portugiesisch, vergaß aber schon bald, was ich in den beiden letztgenannten Sprachen gelernt hatte –, weil Papa nach Connecticut versetzt wurde. Meine frühesten Kindheitserinnerungen drehen sich um die Zeit, die wir dort verbrachten. Wir wohnten in einem etwas vornehmeren Außenbezirk von Darien, und ich kann mich noch daran erinnern, dass ich mit einem Mädchen aus unserer Nachbarschaft durch den Wald in der Nähe unseres Hauses flitzte und wir beide uns gegenseitig unsere Hintern zeigten. Damals war ich wohl der Auffassung, dass das sexy sei.

Als ich in den Kindergarten kam, gab es eigentlich von Anfang an Probleme. Nie werde ich vergessen, wie verhasst mir das Mittagsschläfchen war. Ich hatte einfach so viel Energie, dass allein schon der Gedanke, mich am helllichten Tag für eine Weile hinlegen zu müssen, quälend war. Und das sollte noch viele Jahre so bleiben. Als wir an *Jackass*¹ arbeiteten und ich bei Autofahrten im gleichen Bus, Wagen oder Transporter mit Johnny Knoxville unterwegs war, mischte er mir manchmal Beruhigungspillen ins Essen – in der Hoffnung, dass ich dann endlich etwas stillhalten und er ein wenig Ruhe genießen könnte. Das hat jedoch kein einziges Mal funktioniert. Mit Sicherheit war er ziemlich überrascht, welche Dosen an Beruhigungsmitteln keinerlei Wirkung bei mir zeigten.

Nach zwei Jahren in Connecticut zogen wir dann nach Miami.

Schon an meinem ersten Tag als Erstklässler führte ich mich so auf, wie ich es gewohnt war. Ich erinnere mich, dass ich an meinem Tisch saß und, während der Schultag seinem Ende entgegenging, aus einem großen Fenster starrte, das sich über eine ganze Seite des Klassenraums erstreckte. Als ich draußen meine Mutter entdeckte, die mich abholen wollte, sprang ich auf, fuchtelte wild mit meinen Armen und benahm mich wie ein Blödmann. Wahrscheinlich wollte ich damit nur Aufmerksamkeit erregen – die meiner Mutter, meiner Klassenkameraden, meiner Lehrerin –, doch niemand war davon beeindruckt, die Klasse war eher angenervt, und Mama war wütend. Wieder einmal war es einfach zu viel des Guten gewesen. Ein paar Jahre später erhielt ich ein Zeugnis, das in gewisser Weise mein Grundproblem definierte.

»In sozialer Hinsicht hatten Steves Versuche, seine gleichaltrigen Kameraden zu beeindrucken, oft die gegenteilige Wirkung«, schrieb meine Lehrerin Mrs. Iacuesssa. »Vielleicht fände er breitere Anerkennung, wenn er mehr Einfühlungsvermögen und größere Zurückhaltung zeigen würde.«

Mrs. Iacuesssa traf den Nagel so genau auf den Kopf, dass es nach wie vor ein wenig schmerzlich für mich ist, dies anzuerkennen. Jahre später sollten die meisten Jungs der *Jackass*-Truppe in ähnlicher Art auf mich reagieren. Als wir die allererste Staffel der Serie filmten, wurden meine Auftritte innerhalb von fünf Tagen in Florida abgedreht. Nachdem wir ein paar Tage zusammen getrunken,

1 *Jackass* ist eine US-amerikanische Fernsehserie, die von 2000 bis 2002 produziert und in Deutschland erstmals 2001 ausgestrahlt wurde. 2002, 2006 und 2010 wurden *Jackass*-Filme veröffentlicht.

verrückte Stunts gemacht und einfach nur gemeinsam herumgealbert hatten, hatten diese Jungs genug von mir.

CHRIS PONTIUS (Mitwirkender bei *Jackass, Wildboyz*²): Schon nach ein paar Tagen konnte ich es kaum mehr erwarten, dass er wieder nach Hause fuhr. Jede Gelegenheit, sich hervorzutun, nutzte er. Am ersten Tag, an dem ich ihn kennengelernt hatte, gingen wir beide noch ziemlich spät abends in ein Restaurant essen – da machte er dem Geschäftsführer Rückwärtssaltos vor. Anfangs ist das ja lustig, aber wenn man die ganze Zeit mit ihm zusammen ist, stellt man nach ungefähr zwei Tagen fest, dass er vor allen Leuten das Gleiche macht. Und irgendwann hat man einfach die Nase voll davon. Kaum war er verschwunden, atmete die ganze Filmcrew tief durch: »Ahhhhh.«

JOHNNY KNOXVILLE (Miturheber/Star von *Jackass*): Als ich Steve zum ersten Mal begegnete, war er wirklich nett, auch wenn er eine ziemliche Nervensäge war. Er hat dieses krankhafte Bedürfnis, sich ständig in den Vordergrund zu spielen. Ich bin ja schon süchtig nach Aufmerksamkeit, aber er ist rettungslos abhängig davon. Er liebte es aufzufallen und würde alles tun, um beachtet zu werden. Wenn es darum geht, auf einer Skala von 1 bis 10 festzulegen, wie aufgedreht er war, dann lag er bei 11,5.

Das beschreibt ganz gut, wie es sich schon immer verhielt. Ich war eben der Junge, der sich als Drittklässler in der Schulkantine Salz direkt aus dem Salzstreuer in den Mund schüttete, um die Anerkennung der anderen Kinder zu erhalten. Es wäre sicher einfach, dieses Verhalten darauf zurückzuführen, dass meine Familie so oft umgezogen ist – nach dreieinhalb Jahren in Miami ging es wieder zurück nach London –, doch da steckte mehr dahinter. Ich fühlte mich in meiner eigenen Haut unwohl, als sei ich nicht gut genug, und in gewissem Sinne waren all meine Mätzchen und Bemühungen, Leute zu beeindrucken, ein Versuch, alles richtig zu machen. Ich erinnere mich noch, wie ich mit etwa zehn Jahren neben einem hübschen Mädchen in der Klasse saß und zu ihr meinte: »Wetten, dass ich heute vom Unterricht befreit werde?« Als sie mich ungläubig

2 *Wildboyz* ist die Nachfolgeserie von *Jackass*.

ansah und wohl gerade fragen wollte: »Wie willst du denn das hinkriegen?«, fingerte ich schon an einem lockeren Zahn in meinem Mund herum und riss ihn gewaltsam raus. Dann hob ich in aller Seelenruhe meine Hand und bat den Lehrer, während mir Blut aus dem Mund tropfte, mich ins Krankenzimmer zu entlassen. Mission erfüllt.

Schon von klein auf gehörte Verkleiden zu meinen beliebtesten Methoden, Aufmerksamkeit zu erregen. Als Knirps drehte ich mein Lätzchen immer nach hinten, sodass es wie ein Umhang aussah, und mit meinem Dreirad düste ich dann in unserer Auffahrt herum und spielte den Superhelden. Am allerliebsten jedoch – und das ist wohl noch heute so – setzte ich statt einer guten Verkleidung mein eigenes Blut ein. Solange ich zurückdenken kann, gab es kaum etwas, was mich mehr entzückte als das Mitgefühl, die Schockwirkung und die fassungslosen Blicke, die mein Blut, ob unglücklicherweise oder absichtlich ausgelöst, erregten. Das verschaffte mir stets ein ganz besonderes Gefühl.

In der fünften Klasse hatte ich eine Klassenlehrerin namens Mrs. Cornish. Es gehörte zu meinen Grundprinzipien, all meine Probleme auf meine Lehrer abzuladen, doch Mrs. Cornish hatte ich regelrecht auf dem Kieker. Eines Tages hielt mir ein Junge namens Kenneth Harbaugh auf dem Spielplatz die Arme auf dem Rücken fest und schubste mich um. Der Boden, auf den ich mit meinem Kopf knallte, bestand aus einer Mischung aus Kieseln, Teer und Asphalt. Daher ritzte mir ein zackiger Kiesel die Stirn auf, sodass Blut floss. Ich hatte zuvor schon oft geblutet, doch so viel Blut wie diesmal hatte ich bisher noch nicht gesehen. Zweifellos musste ich sofort in ein Krankenhaus, aber stattdessen ging ich ins Schulgebäude und rannte in mein Klassenzimmer, um Mrs. Cornish zu erschrecken. Dort präsentierte ich mich ihr mit blutgetränktem Hemd und klaffender Kopfwunde, nur um sie zum Schreien zu bringen. Später kam ich dann tatsächlich ins Krankenhaus, fing an zu kotzen und es wurde eine Gehirnerschütterung diagnostiziert. Ich finde es bezeichnend, dass mein erster Gedanke schon beim Aufprall auf dem Boden war: *Wie kann ich das nutzen, um möglichst viel Aufmerksamkeit zu erregen?*

Als ich ein Kind war, drehte sich viel von dem, was meine Beziehung zu meinem Vater ausmachte, um Sport. Er meldete mich für alles Mögliche wie Baseball, Football oder Fußball an, und diese Aktivitäten boten uns immer Gesprächsstoff oder wir konnten sie sogar gemeinsam ausüben. Ich war ein ganz guter Sportler, aber während eines Spiels überkamen mich dann allerlei Ängste: *Oh*

nein. Wenn der Ball jetzt zu mir kommt, dann werde ich es bestimmt vermessen. Doch was ich beim Sport am meisten mochte, waren die Trikots. Mit diesen Klammotten fühlte ich mich irgendwie wichtig.

Ich fand es toll, mir am Morgen vor einem Baseballspiel das Trikot zurechtzulegen. Kam ich dann aus der Schule, war es schon für mich bereit. Ich trug meine Trikots ja sogar, wenn gar kein Spiel anstand – in der Schule, im Kino, wo auch immer. Das Foto auf meinem kanadischen Personalausweis, den ich bekam, als ich neun war, zeigt mich in voller Football-Montur mitsamt Schulterpolstern. Wer jemals Football gespielt hat, weiß, wie unförmig man sich so ausgestattet fühlt, doch ich hatte darauf bestanden, mich für diese Aufnahme im Fotostudio zu kleiden, als marschierte ich zum Anstoß. Es passt irgendwie, dass das Bild für meine Identitätskarte aufgenommen werden sollte: Denn da saß ich also, ein Neunjähriger, der sich in seiner eigenen Haut ganz unwohl fühlte und sich ein Football-Trikot überstreifte, um eine Identität anzunehmen, mit der er leben konnte.



SCHULE WAR für mich als Heranwachsenden nicht wirklich mein Ding. In fast all meinen Zeugnissen war irgendeine Version der gleichen Auffälligkeit zu lesen: »Steve ist nicht dumm, aber er konzentriert sich einfach nicht auf die Sache.« Gut, es lief ganz passabel, ich hatte meist Dreien und Vieren, meine Schwester allerdings war eigentlich von Geburt an eine Einser-Schülerin. Das hat mich vermutlich ein wenig eingeschüchtert. Da ich wusste, dass ich sie auf diesem Gebiet nicht übertrumpfen konnte, machte es auch keinen Sinn, es zu versuchen.

Weil wir so häufig umzogen, verbrachten Cindy und ich in jungen Jahren viel Zeit miteinander. Oft stapften wir gemeinsam durch Wälder, und in Miami waren wir stets damit beschäftigt, im Pool in unserem Garten zu schwimmen, zu tauchen oder irgendwelchen Blödsinn anzustellen. Ich kann mich nicht erinnern, als Kind besondere sportliche oder akrobatische Fähigkeiten gehabt zu haben, aber vielleicht war ich eher dazu bereit, Sachen auszuprobieren, die andere Kinder sich nicht trauten. Ich weiß zum Beispiel noch, dass ich einen Kopfsprung vom Dreimeterbrett in den Pool unseres Country-Clubs in Miami

gemacht habe, obwohl ich eine Heidenangst davor hatte. Eigentlich war die Angst für mich wie ein kleiner Rausch.

CINDY GLOVER (Schwester): Steve war schon immer ein kleiner Draufgänger, neigte oft zum Größenwahn und war von dem Gedanken besessen, ein Superheld zu sein. Wäre er zwanzig Jahre später geboren worden, hätte man bei ihm sicher ein Aufmerksamkeitsdefizit-Syndrom oder eine Aufmerksamkeitsdefizit- und Hyperaktivitäts-Störung diagnostiziert und entsprechend medizinisch behandelt. Doch ich bin mir nicht sicher, ob er tatsächlich an so etwas litt. Er hatte viel Fantasie, aber ihm mangelte es an diesem »Erst denken, dann springen«-Instinkt, den man sich bei einem ziemlich sportlichen Kind wünscht.

Während meiner gesamten Kindheit war Papa beruflich ständig auf Achse. War er aber mal da, dann konnte er – und das kann er noch immer verdammt gut – ziemlich einschüchternd wirken. Doch ich bewunderte ihn und sehnte mich nach seiner Anerkennung. Wenn er zu Hause war, saß er manchmal mit Freunden bei einem Bier zusammen. Dann lungerte ich oft bei dieser Runde herum, weil ich dazugehören wollte. So wurde ich irgendwie zu seiner Zirkusnummer. Er meinte bei diesen Gelegenheiten zum Beispiel: »He, für einen Dollar macht mein Junge einhundert Liegestütze.« Hundert Liegestütze hätte ich wohl niemals geschafft, aber ich habe immer losgelegt und es wenigstens versucht. Das Körperliche hat zwischen meinem Vater und mir stets eine große Rolle gespielt, und das hat sicherlich mit dazu beigetragen, dass aus mir dieser Typ wurde, der immer bereit war, seinen Körper für die wildesten Aktionen einzusetzen, um die Aufmerksamkeit und Anerkennung anderer Leute zu gewinnen. Klar war Papa enttäuscht, wenn ich ein beschissenes Zeugnis anschleppte, aber wenn wir dann im Garten Ball spielten, meinte er zum Beispiel: »Ich geb dir zehn Dollar, wenn du den Ball so hart werfen kannst, dass ich mir beim Fangen die Finger breche.« Papa hatte auch eine spitzbübische Seite. Als ich in der dritten Klasse war, waren wir alle zu einer Hochzeit in der Familie eingeladen. Papa wollte mir zeigen, wie er ein ganzes Streichholzbriefchen auf einmal anzünden konnte, doch er hatte dabei nicht bemerkt, dass er unter einem Rauchmelder stand ... Die ganze Hochzeitsgesellschaft musste evakuiert werden. Mama war stinksauer, aber ich fand das cool.

Keine Ahnung, ob er es zugeben würde, aber ich glaube, dass mein Papa gerne mit Feuer spielte. Immer wenn er den Holzkohlegrill anzündete, kippte er absichtlich zu viel Flüssiganzünder darauf. Wenn Mama dann schimpfte und ihm befahl, damit aufzuhören, spritzte er nur noch ein bisschen mehr davon darüber. Ich war auch ein angehender Pyromane: Zu den Lieblingsbeschäftigungen meiner Kindheit gehörte es, Benzin aus einem Benzinkanister auszukippen und es dann zu entzünden, indem ich mit einem Hammer auf Zündplättchen einer Spielzeugpistole einschlug. Ich hatte einen Mordsschiss dabei und liebte das.

Auch als ich älter wurde, faszinierte mich Feuer. Ich spuckte Feuer aus meinem Mund, setzte verschiedene Körperteile in Flammen – und tatsächlich war ein total lächerlicher, verunglückter Feuer-Stunt der Grund, warum ich in die Truppe der Jungs aufgenommen wurde, die später *Jackass* drehte. Nie würde ich jemanden für etwas verantwortlich machen, das ich meiner eigenen Blödheit zu verdanken habe, aber als Kind habe ich zumindest widersprüchliche Botschaften erhalten: »Spiel nicht mit Feuer« ist sicherlich ein Grundsatz, der zum elterlichen Einmaleins gehört, doch so richtig laut und deutlich wurde mir der nicht mitgeteilt.



2

IN DIESEM KAPITEL ENTDECKE ICH DIE FREUDE AM ALKOHOL, DEN LADENDIEBSTAHL, MÖTLEY CRÜE UND DEN SPASS, MIT EIERN ZU SCHMEISSEN

Meine Eltern haben während meiner Jugend ziemlich viel gemeinsam getrunken und dabei offenbar auch Spaß gehabt. »Gesellschaft« brauchten sie dazu keine. Cindy und ich wurden dann entweder in den Keller verbannt oder spukten an den Rändern dieser Erwachsenenwelt herum und hörten uns Geschichten und Scherze an, die wir oft gar nicht recht kapierten. Ich kam jedoch schon ziemlich früh – mit acht oder neun Jahren – darauf, dass Mama Alkoholikerin war. Ich bin mir nicht sicher, ob ich damals den Begriff kannte, und ganz bestimmt wusste ich nicht, was genau er bedeutete, doch ich bemerkte, dass sie sich anders verhielt, wenn sie trank – und das kam häufig vor. Wenn sie betrunken war, war sie außer Gefecht gesetzt. Dann kam sie kaum aus ihrem Schlafzimmer heraus. Musste ich zu einem Spiel, wenn Papa nicht in der Stadt war und Mama nicht aus dem Bett kommen wollte, um mich hinzufahren, dann musste ich einen Nachbarn bitten, mich hinzubringen. War sie während der Abwesenheit von Papa betrunken, dann gab es keinen geregelten Alltag mehr. Essen war eine Kümmer-dich-selbst-darum-Angelegenheit und der Schulbesuch war uns freigestellt.

Mama gehörte nicht zu jenen Säufern, die abends abstürzten und am nächsten Tag verkatert waren. Tagelang, manchmal sogar wochenlang hing sie einfach auf der Couch herum oder blieb gleich im Bett, trank, schlief ein, wachte auf und trank weiter. Mit der Zeit sah sie dann immer fertiger aus und das Haus

verwandelte sich in ein einziges Chaos. Cindy verhielt sich für ihr Alter unglaublich verantwortungsbewusst und kümmerte sich um einiges, doch alles in allem waren wir in unserer Kindheit und Jugend im Wesentlichen uns selbst überlassen.

Mama hatte Allergien, daher lief ihr oft die Nase und häufig behauptete sie dann auch, krank zu sein, obgleich sie in Wirklichkeit betrunken war. Sie kam dann in die Küche, schnappte sich ein Papiertaschentuch und meinte: »Ich fühle mich nicht gut, deshalb bleibe ich heute im Bett.« Da sie diese Ausrede so oft benutzte, verwendete sie schließlich nur noch eine Kurzform: »Es tropft und tropft und tropft.« Das sollte heißen, dass sie krank war und ihr die Nase schon wieder lief, aber Cindy und mir war schnell klar, was es wirklich zu bedeuten hatte.

Als ich ungefähr neun war, versammelte Mama die Familie um den Küchentisch und eröffnete uns, dass sie uns etwas Ernstes mitzuteilen habe: Bei ihr sei ein Krebsleiden diagnostiziert worden, das Non-Hodgkin-Lymphom genannt werde. Da Papa der Familie gerade eine Enzyklopädie gekauft hatte, war das Erste, was ich nach dieser Familienzusammenkunft tat, unter »Lymphknotenkrebs« nachzuschauen, um herauszufinden, woran meine Mutter sterben würde. Das, was Mama uns über ihren Gesundheitszustand gesagt hatte, versetzte das ganze Haus in eine Stimmung, die mir damals still, dunkel und einsam erschien. Wenn ich dies heute rückblickend betrachte, muss ich sagen, dass das Haus in Wirklichkeit nichts von dem vermittelte, es war nur ein depressives Gefühl, das einen Neunjährigen überkommen hatte. Fast ein Jahr lang hing Mamas »Krebs« drohend über uns allen, bis irgendwie die Wahrheit herauskam: Mama hatte gar kein Lymphom. Das Ganze war nur eine ausgefuchste Lüge. Sie hatte schlicht ein Alkoholproblem. Wir waren alle an der Nase herumgeführt worden, selbst Papa. Seltsamerweise habe ich Mama diese Lüge nie übel genommen – ich war einfach nur erleichtert, dass es ihr bald wieder gut gehen würde.

Cindy: Mama war so niedergeschlagen. Ich bin sicher, dass sie das Gefühl hatte, an einem Non-Hodgkin-Lymphom zu sterben, doch es stimmte nicht. Sie war unglaublich intelligent, aber über ihre Gefühle konnte sie nicht gut reden. Ich glaube, dass diese Geschichte ihr helfen sollte, ihre Gefühlslage auszudrücken. Sie brauchte Verständnis, sie brauchte Aufmerksamkeit, sie brauchte Anteilnahme, wusste jedoch nicht, wie sie das sagen sollte.

Es war vermutlich nicht sehr hilfreich, dass Papa Mamas Alkoholismus nicht wahrhaben wollte. Mama konnte weiterhin behaupten, sie habe Grippe – »es tropft und tropft und tropft« –, und Cindy und mir war klar, dass sie betrunken war. Aber Papa behauptete steif und fest: »Nein, sie ist wirklich krank.« Wir setzten uns regelmäßig im Familienkreis zusammen, um Dinge zu klären, die besprochen werden mussten – ein möglicher neuerlicher Umzug, Eheprobleme meiner Eltern, meine beschissenen Noten und mein schlechtes Benehmen, alles Mögliche –, aber das größte Problem von allen war Mamas Trinkerei. Doch dieses Problem wollte Papa einfach nicht sehen. Um ihm bei der Verdrängung zu helfen, versuchte Mama, ihre Trinkphasen in jene Zeit zu legen, wenn Papa auf Reisen war, und rechtzeitig, bevor er wieder zu Hause eintraf, Ordnung zu schaffen. Allerdings gelang es ihr nicht besonders gut, dies umzusetzen. Papa hätte also eigentlich nicht so lange nichts bemerken dürfen.

TED GLOVER (Vater): Des Öfteren führte sie ihre Katerbeschwerden auf die chemotherapeutische Behandlung des Lymphoms zurück, aber sie erlaubte mir nie, den Arzt, der diese Behandlungen angeblich bei ihr durchführte, zu sehen oder mit ihm zu sprechen. Als Ausflucht behauptete sie immer, ihr Selbstwertgefühl erfordere es, dass sie mit dieser Sache allein zurechtkomme.

Trotz alledem – oder vielleicht gerade deswegen – fühlte ich mich Mama immer besonders verbunden. Cindy sagte oft, sie sei ein Papakind und ich das Mama-kind, und ich verstehe, was sie damit gemeint hat. Cindy und Papa waren ausgesprochen motiviert, wortgewandt, ernsthaft und konsequent. Sie stritten und debattierten gerne und schienen Konfrontationen reizvoll zu finden. Mama und ich dagegen sahen die Welt mit ganz anderen Augen. Wir hatten eine ähnliche Persönlichkeit und den gleichen Sinn für Humor. Cindy und Papa waren häufig die Zielscheiben unserer Scherze.

Der äußere Schein war Mama auf jeden Fall wichtig. Damit meine ich jedoch nicht, dass sie auf irgendeine Weise oberflächlich war, doch ein gewisser Anstand, ein bestimmtes Niveau bedeuteten ihr viel. Der Außenwelt wollte sie ihre beste Seite zeigen, ihre schlimmsten Trinkereien spielten sich daher fast immer hinter geschlossenen Türen ab.

Mama wollte auch, dass wir erfolgreich sind. Als ich älter war, die Uni abbrach und mich als unfähig erwies, irgendeinen Job zu behalten, ärgerte sie sich deshalb sehr darüber, weil sie das Gefühl hatte, dass dies ein schlechtes Licht auf sie warf. Nachdem ich damit begonnen hatte, alle möglichen verrückten Stunts zu vollführen, zeigte ich ihr die Videos, doch sie schien sich nie wegen der Verletzungsgefahr zu sorgen. Es war ihr eher peinlich, dass ich nicht mehr aus meinem Leben machte. Ich muss ihr jedoch zugestehen, dass sie ihr Missfallen mit Humor zum Ausdruck brachte: Sie machte sich über mich lustig, aber auf eine Weise, die mir nie das Gefühl vermittelte, der letzte Dreck zu sein. Stattdessen hatte ich immer den Eindruck, dass sie auf meiner Seite war und mir die Daumen drückte. Sie wollte, dass ich ihr Grund gab, stolz auf mich zu sein.

Mit Mama konnte man auch richtig viel Spaß haben. Sie war charismatisch, gesellig und fand ziemlich leicht Freunde. Sie hatte einen schalkhaften Sinn für Humor und riss gern mal zotige Witze. Auch war sie extrem intelligent. Als ich nicht mehr ganz so jung war, hockten wir oft zusammen, schauten *Jeopardy!* an und wetteiferten darum, wer am schnellsten die richtige Antwort parat hatte. War ich der Schnellste, gab sie mir jedes Mal einen Klaps auf den Hintern. Beim Scrabble hätte sie jeden plattmachen können.

Letztendlich hatte ich zwei Mamas – die betrunkene und die nüchterne. Mit der Zeit jedoch wurde es mit der betrunkenen Mama immer schlimmer. Jedes Mal, wenn sie wieder nüchtern war, behauptete sie, die Trinkerei von nun an ganz sicher zu lassen. Doch es dauerte meist nicht lange, dann sah ich sie, wenn ich nach Hause kam, mit einem Glas Wein in der Hand. Wenn ich dann sagte: »Mama, ich dachte, du hättest damit aufgehört«, versuchte sie, mich zu beruhigen: »Ich trinke nur ein Schlückchen. Ich hab das unter Kontrolle.« Natürlich wusste ich, dass sie das nicht kontrollieren konnte. Aus Wein wurde, wie immer, Wodka, und bald schon lag sie wieder tagelang im Bett.



WÄHREND ICH heranwuchs, hatten wir immer genug Geld, um sorglos leben zu können, doch nachdem wir wieder zurück nach London gezogen waren – ich besuchte damals die vierte Klasse – steigerte sich unser Wohlstand beträchtlich.

Papa war an einem wichtigen Firmenzusammenschluss – zwischen R. J. Reynolds und Nabisco – beteiligt, und als das Projekt abgewickelt war, veränderte sich unser Lebensstandard drastisch. Unsere Häuser wurden erheblich größer. Ein paar Jahre später, in Toronto, befand sich unser Haus in der Nähe einer Siedlung mit Sozialwohnungen, in der einige meiner Freunde lebten. Die Vorstellung, dass einer von ihnen vorbeikäme und sähe, wo ich lebte, erzeugte in mir ein ungutes Gefühl. Ich spürte auch, dass meine Eltern unterschwellig vom Geld beeinflusst waren, und das nicht in einem guten Sinn. Als ein Kind, das sich sowieso schon unwohl fühlte in seiner eigenen Haut, war der Umstand, Geld zu haben, für mich ein Grund mehr, mich unbehaglich zu fühlen. Vor Kurzem erst habe ich begriffen, dass viele der Annehmlichkeiten, die wir genießen konnten – Firmenwagen, Chauffeure, Mitgliedschaft im Country Club, Privatschule –, von Papas Arbeitgebern als Ausgleich für seine Bereitschaft bezahlt worden waren, sich in Übersee einsetzen zu lassen.

Als ich in der fünften und sechsten Klasse war, lebten wir noch in London und Papa war Präsident von Del Monte Europa (das Unternehmen gehörte damals Nabisco). Zu seinem Verantwortungsbereich gehörte das Management einer Ananasplantage und einer Konservenfabrik in Kenia, deshalb reiste er fünf oder sechs Mal im Jahr dorthin. Jedes Jahr koordinierte er eine dieser Reisen so, dass sie mit den Frühjahrsferien unserer Schule zusammenfiel, und nahm die ganze Familie in einen Urlaub mit. Wir waren dann in vornehmen Lodges untergebracht, gingen auf Safari, flogen mit einem Heißluftballon und charterten ein kleines Flugzeug, um etwas vom Land zu sehen. All das war ziemlich außergewöhnlich, doch diese Reisen hinterließen bei mir nur ein überwältigendes Schuldgefühl, dass es mir so gut ging.

Als wir im ersten Jahr in Nairobi ankamen, wurden wir aus dem Flughafen heraus zu einer Limousine geführt. Kaum saßen wir im Wagen, drängelten sich Kinder um uns, die kaum etwas an hatten, kratzten an den Fenstern und bettelten um Geld. Dies war das erste Mal, dass ich echte Armut erlebte, und ich weiß noch, dass ich dachte: *Was habe ich bloß getan, dass ich in dieser Limousine sitzen darf, statt von draußen an ihren Fenstern zu kratzen?*

Wenn wir in diesen Lodges und Resorts wohnten, hing ich oft bei den Angestellten herum und besuchte sie in ihren eigenen Quartieren. Für kurze Zeit führte ich sogar eine Brieffreundschaft mit einem Typen, der in einer dieser Unterkünfte arbeitete, in denen wir wohnten. Das soll nicht heißen, dass ich

ein angehender Menschenfreund war, der sich den verelendeten Massen dieser Welt zutiefst verbunden fühlte – es war mir einfach unangenehm, das Leben eines reichen Kindes zu führen. Bis zu einem gewissen Grad ging mir das immer so.

Bei einem unserer Besuche in Kenia begleiteten wir meinen Vater zur Ananaskonservenfabrik. Ich war entsetzt darüber, unter welchen Bedingungen die Leute dort arbeiteten. Fliegen schwärmten um die Köpfe der Belegschaft, es war unerträglich heiß und es stank unglaublich. Ich fragte Papa: »Wie kannst du es zulassen, dass die Leute so arbeiten müssen?« Seine Antwort lautete: »Die Liste der Leute, die hier einen Job haben, ist nicht annähernd so lang wie die derjenigen, die in dieser Gegend auf Jobs warten. Wenn es also jemandem nicht passt, kann er gehen und wird durch jemanden ersetzt, der für noch weniger Geld noch härter arbeitet.« Als er das sagte, war mein erster Gedanke: *Was für ein Arsch!* Doch eigentlich war es nur eine Lektion darüber, wie die Welt funktioniert.

Ich erinnere mich noch, wie sich Jahre später, als wir für MTV gerade eine Episode von *Jackass* drehten, einer unserer Kameramänner, Rick Kosick, beim Regisseur Jeff Tremaine beklagte: »Ich habe jetzt 14 Stunden gearbeitet und eine Fernsehshow gedreht, die landesweit gesendet wird, und habe dabei weniger verdient, als wenn ich ein Foto für eine Anzeige in einer Skateboard-Zeitschrift geschossen hätte.« Tremaine antwortete: »Dann geh doch und schieß ein Foto für eine Skateboard-Anzeige.« Es war genau dieselbe Wirtschafts-Einmaleins-Lektion, die Papa mir in der Ananaskonservenfabrik erteilt hatte und die bei mir haften blieb: Wenn man gut bezahlt werden will, muss man seinen Wert unter Beweis stellen, indem man etwas tut, was niemand sonst tun kann (oder will). Wenn man ersetzt werden kann, wird man ersetzt.

Das war natürlich nicht die einzige Lehre, die ich auf diesen frühen Reisen erhalten habe und die mir bis ins Erwachsenenalter im Bewusstsein geblieben ist. Als ich in der achten Klasse war, fuhr ich auf einer von der Schule geförderten Reise mit nach Ägypten. Damals erschien mir diese Fahrt denkwürdig, weil zwei Kumpels und ich dabei Ärger bekamen. Die Schule verurteilte uns zu einer Art Bewährungsstrafe, weil wir von unserem Hotelzimmerfenster aus Flaschen mit Getränkepulver und Urin auf unten entlanggehende Passanten ausgegossen hatten. Doch letztlich erwies sich ein ganz anderes Ereignis dieser Reise als folgenreicher.

Wir waren wiederholt davor gewarnt worden, in Ägypten Leitungswasser zu trinken, auch Mineralwasser mit Eiswürfeln sollten wir meiden, da das Wasser nicht sauber war. Eines Tages saßen wir in einem Restaurant an den Ufern des Nils und ich beobachtete, wie ein alter Ägypter eine Zahnbürste in den Fluss tunkte und sich die Zähne putzte. Dabei dachte ich: *Wenn schon das Leitungswasser in dieser Gegend so schlecht ist, was zum Teufel ist dann erst mit dem Nil?* Mir fiel ein, dass unser Körper gegen alles Mögliche, dem er regelmäßig ausgesetzt ist, eine Immunität entwickeln kann. Ich beschloss daher, dass es das Gesundeste für mich wäre, in der Welt herumzureisen und überall Leitungswasser zu trinken. Jahre später, als ich die *Jackass*-Ablegerserie *Wildboyz* drehte, bekam ich die Gelegenheit dazu, diese Theorie zu testen. In jedem neuen Land, das wir ansteuerten, dachte ich, wenn ich mir dort zum ersten Mal die Zähne putzte, an diesen alten Ägypter und trank einen kräftigen Schluck Leitungswasser. Ich wurde nicht nur nie richtig krank, ich bin sogar der festen Überzeugung, dass dies mein Immunsystem erheblich gestärkt hat.



MEIN ERSTES Skateboard bekam ich als Sechstklässler zu Weihnachten. Fast jedes Kind, das ich kannte, hatte gerade *Zurück in die Zukunft* gesehen, und es schien, als hätte in jenem Jahr unter jedem Christbaum ein Skateboard gelegen. Am Skaten fand ich sofort Gefallen, und bald war ich ziemlich gut im »Ticktacking« – dabei wird das Skateboard mit dem vorderen Fuß hin- und hergeschwenkt, um Schwung zu bekommen. Damals war das für mich alles, was man mit einem Skateboard machen konnte. Doch im Sommer zog meine Familie dann von London nach Toronto, und keiner der Jugendlichen, die ich dort kennenlernte, hatte etwas mit Skateboarden am Hut. Also ließ auch ich es wieder sein.

Viele halten es für eine traumatische Erfahrung, wenn ein Kind alle paar Jahre aus seiner gewohnten Umgebung herausgerissen wird. Aber ich war ehrlich gesagt nie traurig, wenn wir umzogen. Da ich so überdreht war, hatte ich, wo auch immer wir lebten, zum Zeitpunkt, da wir erneut unsere Sachen packten, um weiterzuziehen, meinen Willkommensbonus in der Regel längst verspielt. Jeder Umzug war für mich daher eher eine Chance für einen Neustart, dafür,

reinen Tisch zu machen und alle Probleme hinter mir zu lassen, die ich an einem Ort aufgetürmt hatte.

Nachdem das Skateboarden sich erledigt hatte, fand ich schnell andere Dinge, um mir die Zeit in Toronto zu vertreiben. Eine ganz wichtige Sache war Heavy Metal. Dabei hatte ich diese Musik rein zufällig entdeckt: Mit zehn Jahren schlenderte ich durch die Musikabteilung eines Londoner Kaufhauses, da fiel mir das Cover des Iron-Maiden-Albums *The Number of the Beast* auf. Ich kannte weder die Band noch hatte ich irgendeine Ahnung von Heavy Metal, doch das Bild auf dem Cover – das monsterhafte Maskottchen der Band, Eddie, hält wie ein Marionettenspieler einen gehörnten Teufel mit Dreizack – war für einen Zehnjährigen, der ein knallharter Typ sein wollte, das Coolste, was er je gesehen hatte. Ich kaufte die Kassette und hörte sie ein paar Tage lang rauf und runter. Dann rannte ich im Haus herum und sang zur Freude meiner Mutter den Text von »Run to the Hills« (»... vergewaltigen die Frauen und töten die Männer«). Als Mama dem zum ersten Mal richtig zugehört hatte, riss sie das ganze Tonband aus der Kassette, doch schon kurze Zeit später besaß ich eine überspielte Kopie, die ich von einem Nachbarsjungen bekommen hatte.

Irgendetwas an Iron Maiden und an Metal ganz allgemein sprach mich einfach an. Ich hatte ja das Gefühl, nirgendwo richtig hinzupassen, und da war diese Musik, die diesem sozialen Unbehagen zu huldigen schien und eine Gruppe gleichermaßen merkwürdiger Typen bot, denen man sich zugehörig fühlen konnte. Ich habe immer gern herumerzählt, dass mir mein erstes Iron-Maiden-Album im Alter von zehn Jahren klarmachte, dass ich ein Metal-Fan bin, mein erstes Mötley-Crüe-Album mir mit elf zeigte, warum, und mein erstes Slayer-Album mit zwölf bewies, wie furchtbar die Lage tatsächlich war. Obwohl das eine starke Vereinfachung ist, entspricht es im Wesentlichen der Wahrheit.

In Toronto wurde ich zum absoluten Heavy-Metal-Anhänger. Ich trug schwarze Konzert-T-Shirts, frisierte meine Haare im Oben-kurz-hinten-lang-Stil, was stark in die Richtung Vokuhila ging, und war von dem Ganzen fast schon besessen. Die Kinder an der Schule stichelten und nannten mich einen Teufelsanbetter. Das machte mich richtig wütend, aber irgendwie hatte ich es auch verdient. Wie alles, was ich anpackte, war auch meine Begeisterung für Heavy Metal völlig überzogen. Da ich aufsässig wirken und schockieren wollte, zwang ich jedem diese Metal-Fan-Version von mir auf.